

Ein Roman um Czernowitz

Von Alice Schwarz

Es dürfte der brave, Stadt Czernowitz zum ersten Male zugestossen sein, dass sie nicht nur Hintergrund, sondern geradezu eindeutig zur „Heidin“ eines Romans wurde. Das ist jetzt geschehen, mit dem Erscheinen des vielbesprochenen und skandalumwitterten Werkes eines gewissen Gregor von Rezzori, der damit vom Rundfunk- und Schichtenerzähler, Fabulierer, Glücksjäger und Zeitschriftenmitarbeiter fast ueber Nacht zum Bestseller-Autor aufgerückt ist. Weil dieses deutsche Buch in einer durchschlagend verschlüsselten Stadt (Tschernopol in der Teskowina) spielt, aus der viele unserer israelischen Mitbürger stammen, geht es uns an; daneben aber auch, weil die Juden dieser Stadt in dem Roman eine erhebliche und nicht immer eindeutige Rolle spielen.

Vorweggenommen sei gleich, dass wohl nicht alles in dem Werk als bare Münze zu nehmen ist; denn es wird durchweht von einer hintergründigen Ironie, die nur zuweilen mit den ergriffenen Tönen echter Liebe zu Land und Leuten in dunkleren Ernst hinabsteigt. So ist es durchaus im Sinne der koboldhaft verschnörkelten Natur des Werkes und seines Autors, dass beiden sogleich nach Erscheinen des Buches in Oesterreich ein wahrhaft „maghrebinisches“ Missgeschick und Missverständnis widerfuhr: maghrebinisch nach dem erfundenen Lande am Balkan, in das Rezzori seine Heimatstadt verlegt hat. Der Roman „Ein Hermelin in Tschernopol“ wurde laut einstweiliger Verfügung in Wien verboten und aus-

dem Verkehr gezogen, weil sich eine Frau fand, die in der Romangestalt Ileana Koralewitsch, einer als kleinstädtische Messalina geschilderten Person, ihre eigene Mutter beleidigt glaubte. Der Autor, der sonst alle Namen vorsichtig verballhornisiert hatte, versäumte dies im Falle der Koralewitsch. Eine solche Dame hat tatsächlich gelebt, war auch die Frau eines ehemaligen Mittel-schulprofessors wie im Roman, und wurde gleichfalls durch einen stürzenden Baumast erschlagen, allerdings, wie ihre Tochter geltend macht, nicht bei einem „Schäferstündchen“, sondern bei einem Familienspaziergang.

Nun, die Gerichte haben vorläufig der Namensgleichheit den Vorrang vor dichterischer Freiheit gegeben, darin scheint uns wie bereits gesagt ein ungeheuerliches Missverständnis zu liegen, denn Gregor von Rezzori hat wohl ebensowenig an die genaue Schilderung von lebenden Personen gedacht, wie ihm etwa eine realistische Darstellung seiner Heimatstadt vorschwebte. Wer also in dem Buch ein getreues Portrait der Bukowina, ihrer Landschaft und Bewohner sucht, wird sich an vielen Dingen stossen. Es dürfte aber wohl auch gar kein spiegelklares Konterfei angestrebt worden sein, bei aller Treue der Details vom „Korso“ über das Judenviertel bis zu den seltsamen Typen der Haute-Volee und des Kleinbürgertums. Was hier vielmehr vorliegt, das ist eine Transposition der Wirklichkeit über die verschleiernde verzerrende Reflexbrechung des Erinnerens in den Mythos. Das Resultat ist ein seltsam ergreifendes und erheitern-des Gebilde; eine dämonische und magische Chronik einer Stadt, die gleichzeitig die Chronik einer Kindheit und die sentimentöse Quintessenz alles Menschlichen enthält.

Die Handlung ist schnell erzählt, obwohl sie sich in vielerlei Nebenhandlungen verzweigt und mit unzähligen anekdotischen Schnörkeln behängt ist. Der „Hermelin“ des Titels ist ein gewisser Tildy, seines Zeichens Husarenoffizier, ein Edelmann und ehrenpuscheliges Gentleman alten, das heisst österreich-ungarischen Zuschnitts. Die Bezeichnung „Hermelin“ verleiht ihm der Autor mit Bezugnahme auf ein obskures Zitat des Didimus von Antiochia: „Der Hermelin stirbt, wenn sein Vlies befleckt wird.“ In diesem Falle ist das Vlies des Hermelin die Ehre des Offiziers. Vielfach aufgeschachtelt und in ein Kaleidoskop anderer Erscheinungen, Erinnerungen und Anekdoten eingebettet, wird uns Tildy's Tod durch den Verlust seiner „Ehre“ geschildert: dieser Mann, den die weltgewandte Stadt nicht begreifen kann, fordert wegen einer Bemerkung über den Lebenswandel seiner mehr als lebenslustigen Schwägerin, eben besagter Frau Koralewitsch, zuerst einen Studenten, dann seinen eigenen Regimentsvorgesetzten, dann gar noch einen General zum Duell. Er wird in die Irrenanstalt eingeliefert, zerbricht aber erst, nachdem er sich in ein Strassenmädchen verliebt hat, worauf er einem sinnlosen Unfall grausig, aber folgerichtig zum Opfer fällt. Eine Fülle von Nebenpersonen, die alle jedoch das Gewicht von geradezu mythologischen Hauptpersonen haben, umranken diese Grundhandlung. Und wenn das alles einigermaßen surrealistisch scheint, so wird man durch die Erzählung in der Ich-Form darauf hingewiesen, dass es sich um die Kindheitserinnerungen des Sprechers und seiner Schwester Tanja handelt.

Durch diese Regenbogenbrechung, durch den Kunstgriff, dass alles Geschehen im Spiegel einer Kinderseele reflektiert sein will, erhält die ganze Geschichte eine märchenhafte Tiefe und gleichsam neue Dimension. Man könnte sich daran stossen, dass Kinder unmöglich so tief, so blitzgescheit, so kompliziert denken und sehen können; dass es mehr als unglaublich ist, wenn man vorgibt, sie hätten sich die endlosen Meditationen ihres Hauslehrers Alexianu, der prophetisch hexenhaften goldbezahnten Haus-hilfe Frau Morar, des balkanhaft stutzerischen Prä-fekten und Philosophen Tarangolian wortwörtlich auf Jahrzehnte hinaus gemerkt. Wenn man dies oder einwendet, so verstösst man ebenso gegen Dichtertum und Musenfreiheit wie jene Tochter des echten Koralewitsch, die nicht verstand, dass mit der Entleerung eines Namens weiter kein Frevel gemeint war; dass mit der Erschaffung der Romanfigur Koralewitsch, einer ungeheuerlich kraftvollen Urgestalt „honiggolden wie eine Hirtengottheit“, vielmehr eine Bereicherung unsrer Phantasiawelt tieferschütterndes Ereignis wurde.

Es hat wenig Sinn, an dem Roman herumzukritisieren, was durchaus möglich wäre. Er ist so voll beladen mit Sentenzen und Aphorismen wie ein Erntekorb mit Früchten. Manchmal wird es einem fast zu viel; besonders wenn man sich im Irrgarten der endlosen Sätze zu verlaufen droht und vor lauter Eigenschaftswör-

tern das am Schluss von zehn Zeilen anstolzierende Zeitwort kaum noch finden u-fassen kann. Es ist ein Roman von ungemeiner Dichtigkeit, dessen Lektüre hohe Ansprüche stellt an die Aufmerksamkeit und die Geduld. Keinen Augenblick lang darf man abschweifen und über die Zeilen hinweglesen. Tut man es einmal, so merkt man sogleich, dass man den Faden verlor, weil hier nichts überflüssig ist.

Sogleich muss man reuig zurückkehren und sich bemühen wie ein braver Schüler, der gut aufpasst. Vielleicht ist auch das Absicht und mit ein Teil der tiefen und schmerzvollen Ironie, des Spiels mit Glaskugeln, das der Autor vor und mit uns zelebriert.

Immer wieder aber wird man glanzvoll entschädigt. Ob nun Rezzori seinen Eindruck von der deutschen Soldaten schildert, die er „Termittenmännchen“ nennt, — ob er sonst über allerlei Erscheinungen, die Volksdeutschen der Teskowina, die Juden, Tod oder Leben philosophiert: er bleibt immer seiner schier uferlos fließenden Rede packend, zupackend, geistreich, unheimlich fesselnd. Und so wird er trotz einigen bösen Kartaturen, auch dem Judentum an sich gerecht, das er bis in die letzte Geste und Jargonphrase, aber auch bis ins tiefste Leid und die letzte Verinnerlichung überlebensgross zu schildern weiss. Aus dem altdeutschen Gefasel eines verschrobene Professors destilliert er die seltsam-tiefsinnigste Deutung des Deutsehtums überhaupt: „Einzig der niemals gänzlich aufgeklärte Spruch über seiner Tür hob wie eine Zauberformel diese Alltäglichkeit auf...“ Zugleich glaubten wir, in dessen beschwörerischer Dunkelheit, die dem Irrationalen alles Magischen, dem Nonsens aller unsrer Auszählreime und Hexenbanne entsprach, Zulass zu dem sehr geheimnisvollen und wunderträchtigen, auch stets ein wenig unheimlichen Wesen zu finden, das uns das Deutsche überhaupt an sich zu haben schien... So öffneten sich zugleich Brunnenschächte zu den dunklen Gründen, in denen der Quell der deutschen Wunderhaftigkeit aus der deutschen Dämonie entspringt...“ (Speiindruck vom Rezensenten.)

Rezzori ist heute in Deutschland ein Salonlöwe, ein grosses Tier der Literatur, das auf dem Titelblatt seiner „Spiegel“-Nummer zu sehen war. Wir erfahren von ihm, dass er balkanischer Herkunft sei, sich eines zweifelhaften Adelstitels bedient, im dritten Reich literarisch tätig war, in der besseren Gesellschaft den „Kampf ums Dasein“ führte — kurz, dass er von Opportunismus und einer gewissen nicht unheils-würdigen Vernobtheit keineswegs frei ist. Sein Vater war zugeständenermassen ein Antisemit. Trotzdem muss man ihm verzeihen, da er fürs Judentum ergreifende Worte der Würdigung und des Verständnisses fand. Manche seiner Juden sind Glücksritter und Schwindler, aber auch sein geheimnisvoller reicher Bauernsohn, der sagenhafte „alte Paschkano“ ist ein Schwindler und dabei doch eine mythisch ansprechende Figur. Es gibt übrigens keine Figur, vom klumpfüssigen deutschen Redakteur des Städtchens bis zum Strassenmädchen, d. unter dem Zauberstab dieses schriftstellernen Heermeisters nicht ins Ueber-ebensgrosse wächst und zur Märchengestalt wird. Und darum wollen wir ihm die mauschelnden Juden nicht übelnehmen, von denen einer jargonhaft sagt: Ich gähe gern ins Operntheater, aber meine Frau sie preferiert die Lusthandlungen...“ Wir halten uns lieber an andres. Wie zum Beispiel: „So machten wir nicht twa die übliche Entdeckung, dass Juden auch Menschen seien, sondern gerade umgekehrt die, dass Menschen auch bisweilen Juden sind. Sie gehört zu den schönsten, unschätzbaren Erfahrungen... (die wir der Schule verdankten).“

Und da diese Erfahrung in dem Werk durch die ganz zauberhafte Poesiegestalt eines kleinen vergeistigten Judenmädchens, Blanche chlesinger, für jeden, auch den deutschen Leser, uner-chutterlich bewiesen und illustriert wird, eine „schmerzlich schöne“ Elfe von höchster Anmut, sollten wir damit zufrieden sein. Blanche ist die verkörperte Ildseligkeit, „opalen, beinahe durchsichtig, wie die erbrechliche Wandung sehr einen chinesischen Porzel-ans.“

Die kleine Jüdin, die der Erzähler liebt gerade wegen der „ziehenden Schmer-es ewig unerlösten Fremd-eins“, bringt ihm die schmerzlichste und schönste, die wissenschaftlich von allen seinen Lieben“. Sie ist die einzige Figur des Romans, die ganz ohne Ironie gechildert ist. Und wegen dieser Apotheose einer der unsen, damit also unsrer Wesens dürfen wir getrost mit diesem ehemaligen Gemahl einer deutschen Freifrau, diesem möglichen Opportunisten des vorigen Deutsch-land unsren Frieden machen schliesslich hätte er im neuen Deutschland eine solche Anbiederung ans Jüdische ja nicht gerade drin- und nötig gehabt.

ikgs